

Altdorf: Uraufführung der Sprechoper «Ds Gräis» im Tellspielhaus

Jazz-Improvisation zu Mundart-Blues

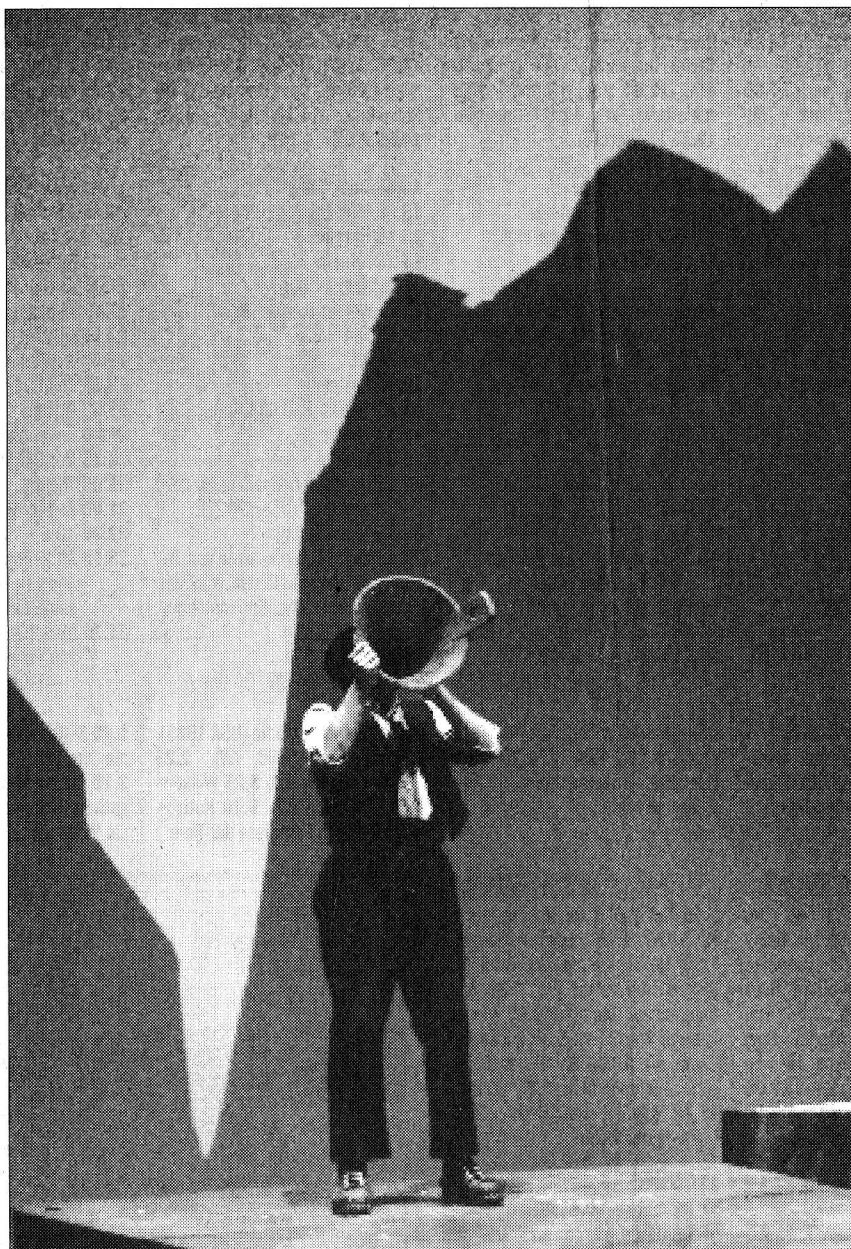
Weniger Laientheater, mehr Kunstan-spruch: Die Uraufführung der Sprechoper «Ds Gräis» am Samstag im Tellspielhaus Altdorf zeigte, dass die von Franz Xaver Nager initiierte Produktionsform (professionelle Jazz-Musiker, Urner Laiendarsteller) ein Modell mit Zukunft ist. Zu sehen war ein stark von Musik und Theater-magie geprägtes Stück Laientheater über das sagenhafte Urner Seuchen-ungeheuer Gräis.

VON URS MATTENBERGER

Es beginnt so, wie jeder Arbeitstag auf der Alp endet, mit einem Alpsegen: Das Waldhorn nimmt ihn über brodelndem Klanggeschiebe der übrigen Instrumente vorweg – so ungehobelt und rauh wie die wuchtige Bühne von Hans Gloor, auf der sich metallig dröhnende Felsplatten türmen. Obwohl auf die rundum aufgespannten Leinwände das Alpenglühen wie eine Postkarten-Parodie projiziert wird, ist das kein Alpidyll: Knecht Baschi (Alois Telli) hackt stumpfsinnig Holz, und sein Herr Wyysi (Toni Huber) wettet gegen das Jungvolk, das «nyyd as uf em Ranzä liggä» will wie der dahergelaufene Hirtenbub Noldi, der null Bock auf Arbeit hat und nichtsnutzig herumlümmelt (Stefan Gisler).

Knorriger Urner Dialekt

Verknöcherte Tradition gegen jugendliche No-future-Attitude: Die Surenen-Alp, auf der die Sprechoper «Ds Gräis» ihren Anfang nimmt, verbindet die gespenstische Spannung eines Beckett-Szenariums mit der knorrigen Kraft des Urner Dialekts. «Isch bimäich nit gsäit, das äinä mee gseet, wen er sy Chirbis heech oobä träit», wettet Baschi gegen Noldi: «Är schlaad nä bloop eppän eender a.» «Ja gäll, das passiärt äim gwiss nit, wem-mä dr Grind i Sand steckt»,



Brüchige Alpenidylle: Wyysi (Toni Huber) singt den Alpsegen.

BILD FANY W. BÜHLMANN

Dorfvogt (Walter Müller) repräsentieren die alte, Viehhändler Zraggen und Alp-vogt Muheim (kantig und aalglatt in schneidigen Manager-Anzügen: Thomas Baumann und Franz Ettlin) die neue «Classe politique», die am Schluss dank der Gräis-Hysterie an die Macht kommt.

Volkstheatermagie

Anders als im «Attinghausen» stehen freilich im «Gräis» weniger einzelne Figuren im Vordergrund. Trotz Baschis wunderbarem Mundart-Blues, trotz der knorrigen Sprach-Holzschnitte etwa des Wirts (Heribert Huber) spielt damit – leider – auch der Urner Dialekt eine weniger bestimmende Rolle.

Das liegt auch an der stärkeren Stilisierung der Inszenierung. Die Spielsituationen (holzrissige Hirtenhütte, mysteriös ausgeleuchtete Kirche, Häuserbewehrter Dorfplatz) werden vom Lichtkünstler Rolf Derrer mit stimmungsvollen Projektionen bloss angedeutet. Die den Raum geschickt nutzende Regie von Gian Gianotti und die Kostüme von Ruth Keller erinnern zwar durchaus an traditionelles Volkstheater mit breitbeinigen Burschen und lächerlich-pathetischen Dorfpolitikern. Aber Gianotti verfremdet das auch, indem er den Text immer wieder zerdehnt. Das schafft Raum für die Musik, gefährdet aber auch immer wieder den Spannungsbogen.

Marktplatz-Polyphonie

Stärker in den Hintergrund gedrängt – auch rein akustisch – wird das Sprechtheater aber auch durch die von einer hervorragenden Band gespielte, von Christoph Baumann komponierte, teilweise aber auch improvisierte Musik. Schillernd zwischen Volksmusik- und Jazz-Idiomen sowie avancierter Kammermusik – bis hin zu Noise-Gewittern, ausgefaserter «Urmusig»-Klangmagie und vielschichtiger Marktplatzpolypho-

kontert Noldi und wird von Wyysi abserviert: «Wäisch, was miär z Si chunt, wen ich diär ä-so züäloosä? Yserem Vatter sy altä Chnächt. Ds Vee, het der äinisch gsäit, liäss dr Schyysdräck immer hin-nän üüsä. Bim Mäntsch chiäng mä da nit so sicher syy.»

Das Produktions-Team um Franz Xaver Nager beweist zwei Jahre nach der Sprechoper «Attinghausen», dass man selbst mit einem zunächst krud anmutenden Sagenstoff aktuelles Musiktheater machen kann (vgl. APERO vom Donnerstag). Die Sage erzählt davon, wie ein vergöttertes Schaf (Sennentunt-schi lässt von weitem grüssen) von einem Hirten getauft wird und sich ob diesem Sakrileg in ein Ungeheuer verwandelt: Das «Gräis», in der alten Sage die Verkörperung einer Tierseuche, tötet alle Tiere und Menschen. Jetzt muss ein Riesenstier sieben Jahre lang von sieben Kühen mit Milch

grossgezogen und von einer «reinen» Jungfrau auf die Alp geführt werden: Er tötet das Gräis im Kampf und wird fortan im Urner Wappen als «Uristier» verehrt.

Seuchen und Sünden

Die Seuche als Strafe für sündiges Verhalten: «Gräis»-Librettist und Projekt-Initiant Franz Xaver Nager akzentuiert diesen Aspekt im Spannungsfeld von Jung und Alt: das normwidrige Verhalten Noldis ist bei ihm Teil des allgemeinen «Sittenzerfalls», als den der Pfarrer im Stück die lebensfrohen Lustbarkeiten der Dorfjugend geisselt. Das Muster erinnert damit weniger an die Rinderwahnsinnseuche als an konservative Repressionsbestrebungen im Gefolge von Aids. Darin liegt die eigentliche Aktualität des Stücks.

Auch in Nagers «Gräis» nutzen die Stützen der Gesellschaft die Seuche, um ihre rigiden Normvorstellungen wieder durchzusetzen. Wie sehr die Strategie Wirkung zeigt, wird an der hier pompös wie zur himmlischen Hochzeit prozessionierenden Jungfrau Hanni deutlich – eine Figur, die erdenfern (Sandra Arnold) und etwas platt die andere Seite des Normen- und Sittenzerfalls reflektiert: die Flucht in pseudoreligiöse Wahnvorstellungen, die heute ganze Sektengemeinschaften in den Erlösungstod treibt.

Um die in einzelne Stationen gegliederte Geschichte erzählen zu können, hat Nager all diese Figuren klar typisiert: Die Bauern-Mädchen und -Burschen, die Marktweiber und der Wirt sind mehr Stichwortgeber und Staffage, der Pfarrer (schmierig: Bruno Zurfluh) und der

nie – illustriert die Musik nicht nur die Szenen, sondern entwickelt leitmotivisch verknüpfte grössere Formen, in denen lediglich die Jungfrauen-Arien gesucht und aufgesetzt wirken.

Entwicklungsfähiges Modell

Im Vergleich zum «Attinghausen» bewegt sich «Ds Gräis» damit weg vom Lientheater hin zur musikalisch strukturierten «Oper». Sie hat zwar weniger vordergründigen Unterhaltungswert, aber einen höheren Kunstanpruch – und sie löst diesen auf einem im Ganzen noch professionelleren Niveau ein. Vor allem aber zeigt sie, dass das einzigartige Konzept (die Verbindung von traditionell-ländlicher Laienkultur mit einer urban-zeitgenössischen Kunstform) durchaus entwicklungsfähig ist.

Weitere Aufführungen: Tellspielhaus Altdorf: 28. April, 1., 3., 4., 5., 8., 10., 11. und 12. Mai (Beginn 20 Uhr, sonntags jeweils 17 Uhr). Im Theaterhaus Gessnerallee, Zürich, wird das Stück vom 7. bis 10. November nachgespielt.